

## REZENSIONEN

### Großer Anspruch – und wie sieht es in der veröffentlichten Wirklichkeit aus?

Der Schleswig-Holsteinische Zeitungsverlag hat zusammen mit den NDR-Regionalprogrammen in Hörfunk und Fernsehen ein Projekt initiiert, das bundesweit einmalig ist: den Versuch, regionale Geschichte und regionale Geschichten durch die Bürgerinnen und Bürger – insbesondere die Schülerinnen und Schüler – erforschen und nachzählen zu lassen. Den Anstoß für die jeweiligen Projekte soll dabei der Autor der Zeitungsartikel geben: Uwe Danker vom IZRG in Schleswig schreibt seit September 1997 zu einer Fülle von Themen und in einer großen Bandbreite zur Geschichte des Landes jeweils in den Zeitungen des Verlages, die im Norden viel gelesen werden.

Seit 1998 sind Beiträge zur *Jahrhundert-Story* auch in einem ersten von drei geplanten Bänden veröffentlicht worden. Die Themenvielfalt spiegelt sich hier wider: Von der Jahrhundertwende, die damals nur in wenigen Ländern 1899/1900 statt 1900/1901 gefeiert wurde, über den Ersten Weltkrieg und die erste Landtagswahl 1947 bis zum Metallarbeiterstreik 1956/57 oder zu den Auseinandersetzungen um den Bau des Kernkraftwerks Brokdorf sowie der Schneekatastrophe im Winter 1978/79 reicht die Palette.

Ein System in der Auswahl der Themen ist dabei nicht zu erkennen: Weder gibt es eine chronologische Folge noch eine inhaltlich verstehbare Reihung; vielleicht ergibt sich dies aber aus den folgenden zwei Bänden. Der Aufbau der Artikel ist dabei immer gleich: Zu-

erst kommt ein mit vielen Fotos und Dokumenten illustrierter Text. Dann wird ein „Echo“ aus dem Leser/Hörerinnen/Internet/Zuschauerinnen-Spektrum zusammengestellt und ein „Anhang“ mit Tipps und Hinweisen angefügt, wie man/frau selbstständig am Thema forschen könnte. Mehrere Seiten Quellen und Abbildungen sowie ein Literatur- und Fotonachweis schließen das jeweilige Thema ab.

Das gewählte Layout erinnert an den Ursprung als Zeitungsartikel und lädt immer wieder zum Blättern ein. Der Abbildungsnachweis der Fotos und die Bildunterschriften reichen für den interessierten Laien völlig aus; der fachlich Interessierte wird zu Recht bemängeln, dass Uwe Danker nicht unter jedem Foto Ort und Jahr angegeben hat – bzw. auf fehlende diesbezügliche Informationen hingewiesen hat – und auch im Abbildungsnachweis nicht die Originalfundorte, sondern in der Regel Buchveröffentlichungen als „Quellen“ nennt. Für das Gros der Leserinnen und Leser wird die gewählte Form aber ausreichen.

Doch nun zu den Artikeln selbst: Natürlich kann der Autor nicht zu jedem der gewählten Themen gleichviel Fachkompetenz aufweisen, dazu ist die Themenpalette zu groß und die Forschungslage zu unterschiedlich – zudem gibt es keinen Universalhistoriker in Schleswig-Holstein (Anm.: Im Gegensatz zu Universalkritikern ...). Nichtsdestotrotz sollen im Folgenden nicht nur die NS-Themen kritisch unter die Lupe genom-

men werden; im vorliegenden ersten Band wäre dies bei enger Betrachtung sowieso nur das Thema *Jugend im Nationalsozialismus*. Vielmehr soll versucht werden, die Qualität der Darstellung auch in der Breite zu untersuchen und zu bewerten.

Der *Jahrhundertwende* wird natürlich der erste Artikel gewidmet und mit einem „netten“ Grußwort begonnen: Der Kaiser selbst ließ seinem Oberpräsidenten ausrichten, „daß der zum 1. Januar 1900 bevorstehende Jahrhundertwechsel in feierlicher Weise gegangen werde.“ (S. 8) Damit war natürlich damals noch relativ selbstverständlich ein würdevoller, stiller Rahmen mit Gottesdiensten gemeint und Veranstaltungen, auf denen der preußisch-deutsche Staat gelobt werden würde. Schleswig-Holstein war zwar erst seit 30 Jahren eine Provinz Preußens, doch war an einen anderen politischen Weg nicht mehr zu denken: Die dänisch gesinnte Bevölkerung in Nordschleswig konnte genauso wenig wie die sehr starke SPD-Arbeiterschaft darauf hoffen, ihre Ziele durchzusetzen. Die Machtverhältnisse und das Wahlsystem verhinderten dies, so dass ein nationalkonservativer Hurra-Patriotismus in der veröffentlichten Meinung überwog.

Die Zeitungen standen zum Kaisertum und bejubelten die sozialen und technischen Fortschritte der Zeit, während er bei den Menschen in Schleswig-Holstein unterschiedliche Gefühle hervorbrachte: „Der Fortschritt machte ihnen auch Angst, die moderne Industriegesellschaft erzeugte auch ein rückwärts gewandtes Idyll, die ungelösten politischen Spannungen in der Nationalitätenfrage und der Emanzipation der neuen Arbeiterklasse ließen auch den

demokratiefernen Wunsch nach politischer Harmonie im Untertanenstaat entstehen.“ (S. 16f.)

Es folgt ein etwas liebloser Artikel zur *Schule im 20. Jahrhundert*, der zwar die meisten wichtigen Veränderungen ereignisgeschichtlich beschreibt, aber merkwürdigerweise an keiner Stelle auf die uns heute selbstverständliche – und wieder neu diskutierte – Koedukation eingeht: Die vormalige Trennung von Jungen und Mädchen als Grundprinzip geht so verloren. Im Quellenteil setzt sich der schwächere Eindruck fort und wird kontrastiert von dem sehr interessanten Echo der Adressaten.

Zur *Landvolkbewegung*, die als nächstes thematisiert wird, bezieht der Autor klar Stellung: Einerseits macht er deren (z.T.) berechnete Anliegen und Ängste deutlich, andererseits kritisiert er die gewalttätigen Methoden und ferner das Politikverständnis und die Rechtslastigkeit des größten Teils der Bewegung. Danker wendet sich konsequenterweise gegen die verharmlosende Heroisierung der Landvolkbewegung und nennt diese klar eine undemokratische Bewegung. Warum er aber mit keinem Wort auf die Karriere des Landvolkführers Wilhelm Hamkens im NS eingeht – dieser wurde 1938 Regierungspräsident! – , muss offen bleiben.

Die Auseinandersetzung um den Bau des Kernkraftwerks Brokdorf behandelt der Autor als nächstes und stellt die These auf, dass die dortigen Demonstrationen und gewalttätigen Konflikte die Wende im Bewusstsein brachten: Seit Brokdorf gelte Atomkraft nicht mehr als Zukunftstechnologie. Dass Uwe Danker sich auch nicht scheut, kritisch Position zu beziehen, obwohl er eindeutig parteiisch ist, zeigt das Thema

*Der Streik der schleswig-holsteinischen Metallarbeiter 1956/57 um die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall.* Danker stellt sich zu Recht hinter die damaligen Forderungen, solidarisiert sich aber nicht mit manchen der damaligen Streikmethoden: Das öffentliche Anden-Pranger-stellen von Streikbrechern durch schilderbewehrte Streikposten vor den Häusern der Arbeitenden stößt bei dem Autor nicht auf Verständnis und wird durch einen Vergleich mit SA-Posten scharf verurteilt. (Im „Echo“ wird dem Autor dieser Vergleich dann auch sehr übel genommen).

Dass die Beiträge der *Jahrhundert-Story* keinem erkennbaren Ordnungskonzept folgen, zeigt die obige Aufzählung. Dazu passt auch, dass als nächstes ein Artikel zum Ersten Weltkrieg folgt. Das erste für uns interessante Thema befasst sich mit den Flüchtlingen, die nach 1945 nach Schleswig-Holstein kamen. Kein anderes Bundesland hat so viele Heimatvertriebene aufgenommen, und der Anstieg der Bevölkerung bis 1948 um 70 % deutet die Schwierigkeiten an, die für die Menschen und die Politik entstanden. Der Autor schildert dabei nicht nur die logistischen und versorgungstechnischen Probleme und scheut sich auch nicht, die Vertreibung der Ostdeutschen ein Verbrechen zu nennen; er geht vielmehr auch auf die großen Integrationsprobleme – so zählte die kleine Gemeinde Großhansdorf 1.500 Einheimische und dazu 3.500 Flüchtlinge – und die z.T. rassistische Ablehnung der Zugezogenen durch die ortsansässige Bevölkerung ein. („In den ersten Jahren warf man uns sogar die Scheiben ein, weil man die 'Pollacken' nicht wollte“, so eine Zeitzeugin). Die gelungene Integration ist vor diesem

Hintergrund dem Willen der Politik, dem wirtschaftlichen Aufschwung und dem gemeinsamen Beschweigen der nationalsozialistischen Vergangenheit zuzuschreiben.

Der Autor fasst meines Erachtens das Thema gut zusammen, stellt aber häufig nicht die wichtigen weiterführenden Fragen. So bewertet er die Motive für die Hinwendung im nördlichen Landesteil zum „Dänentum“ – die Minderheit steigt von 2.700 Mitgliedern auf 62.000 im Jahr 1946! – zu sehr als Versuch, die Region von Schleswig-Holstein abzutrennen und letztlich die Flüchtlinge auszuweisen. Es bleibt aber kritisch zu fragen, ob dies nicht vielmehr als Versuch zu werten ist, sich vom „Volk der Täter“ auf die Seite der verfolgten Opfer zu schlagen! Auch bleibt zu fragen, ob die rassistische Ablehnung der Zugezogenen nicht auch und gerade der rassistischen Ideologie der Nazis geschuldet war: Mit dem Armen aus dem Osten verband der normale Schleswig-Holsteiner nichts, er war vielmehr einer derjenigen, von denen man sich abgrenzte. Und die Auflösung der politischen Interessenvertretung und Partei der Heimatvertriebenen zugunsten der sie integrierenden CDU beschreibt das Phänomen zwar, doch wird eine wichtige Frage nicht gestellt: Wenn in die ehemalige Hochburg der Nazis wiederum mehrheitlich Flüchtlinge aus den östlichen Hochburgen der Nazis zugezogen waren, welches politische Klima wurde dadurch nach 1945 befördert?

Der dann folgende Artikel über die *Schneekatastrophe 1978/79* ist eine gute Zusammenfassung der damaligen Ereignisse, macht für die „Dabeigewesenen“ Geschichte und Geschichten lebendig und lädt zum Lesen ein. Das

Thema *Dienstboten* ist hingegen klar in der Kaiserzeit verortet und erschließt sich den meisten heutigen Leserinnen und Lesern nur noch abstrakt. Die Aufnahme in die *Jahrhundert-Story* hat nicht nur deshalb ihre Berechtigung, weil es noch Anfang des Jahrhunderts 45.000 weibliche Hausangestellte bzw. 60.000 Knechte und Mägde gab. Es ist auch eines der wenigen, wenn nicht das einzige Thema im ganzen Band, das den Alltag junger Frauen widerspiegelt und sich vom Bild „Männer machen Geschichte“ absetzt.

*Jugend in der NS-Zeit* ist der einzige Artikel überschrieben, der sich mit dem Nationalsozialismus befasst. Doch die Überschrift täuscht, denn der Autor schränkt den selbst gesetzten Themenrahmen schnell ein: „Geht es um Jugend im Nationalsozialismus, so geht es vor allem um Jugend in der HJ, um die Prägung der 'HJ-Generation'." (S. 188) In den Abschnitten „Gleichschaltung“, „Staatsjugend“, „Erziehungsideale der HJ“ und „HJ-Alltag“ beschreibt Danker anschließend die männliche Hitlerjugend; die Geschichte des BDM in Schleswig-Holstein bleibt Nebensache und wird nicht annähernd so ausführlich und gut thematisiert. Zudem mangelt es dem Artikel daran, dass er das vorgegebene Thema *Jugend im NS* nicht breiter angeht. (Welche Jugendkulturen gab es? Wie wurden Schule und Elternhaus erlebt? Was war mit Freizeit außerhalb des HJ/BDM-Dienstes und den „unkontrollierteren“ erwachsenenfreien Zeiten im Zweiten Weltkrieg?)

Der eingeschränkte Blick verengt sich zusätzlich noch zu sehr auf die HJ, Mädchenspezifische Aspekte kommen meines Erachtens zu kurz: Die Attraktivität des BDM für viele Mädchen schimmert

daher nur bei einer Zeitzeugin durch: „Mädel, das war was kerniges, die standen im Leben. Mädchen spielen mit Puppen und sind doof.“ (S. 193).

Das Kernmissverständnis vieler ehemaliger BDM-Mitglieder in ihren Rück Erinnerungen, die Selbstständigkeits-erlebnisse mit Selbstbestimmungserfahrungen zu verwechseln, findet sich dementsprechend beim Autor nicht wieder. Und auch der Versuch Dankers, mit rationalen Argumenten und dem Hinweis auf den (gewalttätigen) Ausschluss der „anderen“, politisch oder auch rassistisch verfolgten Jugendlichen den positiv erlebten und z.T. verklärten Erlebnissen in HJ und BDM zu begegnen, muss scheitern. In diesem Sinne halte ich seinen appellativen Schlusssatz nicht für sinnvoll: „So gibt es wenig Anlaß, von Idealen in der HJ zu schwärmen, die bei genauer Betrachtung keine oder die falschen waren.“ (S. 197).

Im „Anhang“ benennt der Autor noch das Grundproblem bei der ZeitzeugInnen-Befragung der „HJ-Generation“: „Zeitzeuginnen und Zeitzeugen befinden sich bei diesem Thema grundsätzlich in der Lage, ihre eigene Jugend zu verteidigen, die eigene Rolle zu kennzeichnen und Reste der schönen Erinnerungen zu retten. [...] Bewußt oder unbewußt befinden sie sich Nachgeborenen gegenüber in der Defensive.“ (S. 202) Dementsprechend behutsam und weniger forsch sollte miteinander umgegangen werden.

Ob der Forschungsstand zur Hitlerjugend wirklich als sehr gut zu bezeichnen ist, möchte ich offen lassen, für Schleswig-Holstein aber doch in Frage stellen: schließlich fehlt immer noch eine Arbeit zum HJ-Oberbann Schleswig-Holstein, und selbst Elke Imbergers

Arbeit zum BDM endet 1939. Eine Buchveröffentlichung zu diesem Thema fehlt für unser Land ebenfalls, so dass der Forschungsstand meines Erachtens nicht so positiv gezeichnet werden kann.

Der erste Band der *Jahrhundert-Story* endet mit der Beschreibung der politisch und pädagogisch interessanten *Kinderrepublik Seekamp*, einem Ferienlager der sozialdemokratischen Jugendbewegung 1927 in der Nähe von Kiel, und einem Artikel zum ersten Landtag in Schleswig-Holstein 1947.

Abschließend haben die vier Kooperationspartner der *Jahrhundert-Story* kurz das Wort, und da ich dieses Projekt für eine tolle Idee und auch die erste Buchveröffentlichung für gelungen halte, soll der Autor noch einmal zitiert werden: „ich bemühe mich dabei um verständlichen Stil und nachvollziehbare Argumentationen. Populärgeschichte

nennt man sowas: Jeder und jede soll die Texte verstehen und damit auch kritisieren, sich aktiv mit dem Thema auseinandersetzen können.“ (S. 274)

Genau das ist Uwe Danker gelungen, er hat Populärgeschichte und -geschichten geschrieben und spricht damit ein breites Publikum an. Die FachhistorikerInnen werden deshalb immer wieder Kritikpunkte finden können. Doch für diese ist die *Jahrhundert-Story* nicht gedacht, und deshalb trifft hier die Kritik nicht. Der erste Band der *Jahrhundert-Story* sei deshalb an dieser Stelle für alle diejenigen, die kurze und gutgeschriebene Artikel zu einem breitem Themenspektrum lesen möchten, empfohlen.

**Frank Omland**

Uwe Danker: Die *Jahrhundert-Story*. Band 1. Flensburg: sh.z-Verlag 1998. 288 Seiten m. vielen Abb.

## Quellen und Fiktionen

Die Geschichte der jüdischen Familie Stillschweig aus Heide steht seit einigen Jahren im Mittelpunkt der Forschungen von Marie-Elisabeth Rehn und ihrem Vater Erwin. Nachdem die Autorin bereits 1992 in dem Buch „*Heider gotts-leider*“. *Kleinstadtleben unter dem Hakenkreuz: Eine Biographie* (Basel 1992, S. 38-42) erste Ergebnisse über die Herkunft der Stillschweigs, deren Zeit in Heide und den Weg nach Auschwitz vorlegen konnte, haben Vater und Tochter Rehn ihre Recherchen fortgesetzt und legen nun weitere Details dieser „Familiensaga“ vor. Ihnen verdanken wir aufgrund ihrer Forschungen in verschiedenen deutschen, französischen und polnischen Archiven, daß es

uns heute möglich ist, den Lebensweg der Stillschweigs nachvollziehen zu können, der in Ostrowo/Posen begann und über Berlin, Peine und Heide in das Ghetto von Riga und die Konzentrationslager Theresienstadt und Auschwitz führte.

Das Buch macht aber auch deutlich, daß die konkreten Informationen trotz der minutiösen Nachforschungen der beiden Autoren nur sehr spärlich sind. Aus diesem Grund entschieden sie sich, die Quellenlücken durch fiktive Erzählungen (wie es hätte sein können) auszufüllen. Einzig der Untertitel *Eine jüdische Familiensaga* läßt bei einem ersten Blick auf den Buchdeckel den Schluß zu, daß es sich bei dem Werk

eher um einen Roman als um eine quellenkritische Familienbiographie handelt. Der Leser wird im Text durch die unterschiedlichen Schrifttypen auf die erzähltechnische Zweiteilung aufmerksam gemacht. Während die quellenmäßig belegten Passagen kursiv gedruckt sind, erscheint der fiktive Textteil in normaler Schrift. Doch auch bei der Präsentation der Fakten hat die Autorin eine sehr persönliche Herangehensweise („Samuel Stillschweig wurde am 6. Dezember 1862 in Ostrovo [...] geboren. Er war Preuße. Mir, die ich mit der Berliner Mauer und dem erbitterten Streit um die Oder-Neiße-Linie aufgewachsen bin, sagen diese Angaben auf Anhieb nichts.“ S. 15).

In dieser Rezension möchte ich anhand von verschiedenen Beispielen aus diesem Buch aufzeigen, welche methodischen und narrativen Probleme die hier gewählte Präsentationsform birgt. Ausgehend von der Annahme, daß eine Familiengeschichte als Gattungsform der Biographie das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum beleuchten und komplexe historische Wirklichkeit im Spiegel der individuellen Existenz erfassen soll, ist gerade bei der Geschichtsschreibung über eine „kleine“ jüdische Familie die präzise Studie der Interdependenzen zwischen Umfeld und Familienmitgliedern nötig.

Mehrmals müssen die Autoren darauf hinweisen, daß sie für Handlungsmotive keine Anhaltspunkte gefunden haben (z. B. S. 85), was bei einer Biographie von „kleinen Leuten“ nicht überraschen und den Autoren nicht vorgeworfen werden kann. Bei dem Ausfüllen von Quellenlücken durch eine fiktive Erzählung wie die folgende, zeigt sich jedoch die ganze Problematik der hier gewählten

Methodik. Die Szene spielt in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts in Ostrovo: „Der Landrat steht mit seiner [antijüdischen, U.P.] Haltung nicht allein da. Unter seinem Hofstaat, der sich aus ehrgeizigen kleinen Beamten rekrutiert, kursieren die antisemitischen Schriften des Hofpredigers Stöcker in Berlin. Trotzdem hat diese Gruppe keinen Erfolg bei ihren Versuchen, die exotischen ultraorthodoxen Juden aus dem Ort zu vertreiben.“ (S. 22f.).

Mag sein, daß es so war, aber vielleicht war unter den „ehrgeizigen Beamten“ auch ein Sozialdemokrat, der sich für seine jüdischen Landsleute einsetzte. Historisch falsch wird es jedoch, wenn sich die Autoren mit dem Antisemitismus in Dithmarschen um die Jahrhundertwende beschäftigen (S. 109f.). Da sie selber keine Nachforschungen angestellt haben, verallgemeinern sie Aussagen, die für ganz Schleswig-Holstein möglicherweise ihre Gültigkeit haben, in bezug auf Dithmarschen jedoch differenziert werden müssen. Der Feststellung, daß „antisemitische Ideen [...] doch recht verbreitet“ waren (S. 134), kann in dieser allgemein gehaltenen Darstellung nicht zugestimmt werden.

Den Tatbestand der üblen Nachrede erfüllt nahezu der dem damaligen Besitzer des auch heute existierenden Heider Kaufhauses Böttcher in den Mund gelegte Satz: „Ein Konkurrent, und ganz in der Nähe! Dazu noch ein Jude von auswärts!“ (S. 99) Der Rezensent konnte in seiner Studie über Heide (*Vom Kaiserreich ins 'Dritte Reich'. Heide 1890 bis 1933*, Heide 1997) vielmehr feststellen, daß der Antisemitismus in Dithmarschen vor dem Ersten Weltkrieg bei allen völkischen Tendenzen nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Die antisemitische „Deutsche Reformpartei“ erreichte in Dithmarschen bei den Reichstagswahlen 1893 0,2%, in Heide 0,7%. Ihr im August 1896 in Heide gegründeter Wahlverein schließ schon bald wieder ein. Auch der antisemitische „Bund der Landwirte“ konnte in Dithmarschen nicht Fuß fassen (vgl. *Heider Anzeiger* vom 13.6.1907). Die liberale *Heider Zeitung* schreibt am 16. August 1895: „Es dürfte sehr schwer sein, in dem ganzen Antisemitismus auch nur ein Fünkchen Ethik und Idealismus zu finden.“

Während der Herausgeber Erhard Roy Wiehn in seiner Einleitung die „Familiensaga“ über die Stillschweigs als „überaus lehrreiche, hoffnungsfrohe wie tieftraurige und nicht zuletzt ebenso liebevolle wie spannend geschriebene“ Darstellung präsentiert (S. 11), ist der Rezensent eher der Auffassung, daß die hier vorgestellte jüdische Familie ihre Einzigartigkeit verliert, da ihre Lebens-etappen in beliebige Umfelder eingebettet sind. Das Buch erfüllt weder die heutigen methodischen Ansprüche an eine Biographie noch an eine Regionalstudie. Bei beiden kann es nicht darum gehen, allgemeine Tendenzen zu bestätigen; vielmehr muß weiterhin der An-

spruch gelten, daß Schicksale von Einzelpersonen und regionale Prozesse ein umfassenderes Verständnis sowohl der konkreten Einzelercheinungen als auch des geschichtlichen Ganzen geben.

Wie die Auseinandersetzungen um das Buch *Hitlers willige Vollstrecker* des amerikanischen Historikers Daniel Goldhagen gezeigt haben, erfordert insbesondere die Geschichtsschreibung über den Antisemitismus in Deutschland und über die Shoah höchste methodische und inhaltliche Genauigkeit, um Motive, Mentalitäten und Prozesse nachzuzeichnen. Das Buch von Erwin und Marie-Elisabeth Rehn wirkt in dieser Hinsicht kontraproduktiv, denn es enthält eine Anhäufung von Allgemeinplätzen und unbelegten Aussagen sowie Schlußfolgerungen, die ihre eigenen verdienstvollen Recherchen zum Teil zunichte machen. **Ulrich Pfeil**

Erwin Rehn & Marie-Elisabeth Rehn: Die Stillschweigs. Von Ostrowo über Berlin und Peine nach Heide in Holstein bis zum Ende in Riga, Theresienstadt und Auschwitz. Eine jüdische Familiensaga 1862-1944; hrsg. von Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 1998. 216 S.

## Aufklärung durch kleine Kärtchen

Wo immer die vom „Hamburger Institut für Sozialforschung“ veranstaltete Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ die Öffentlichkeit erregt, richten sich die Blicke auf Schauplätze weit außerhalb der deutschen Grenzen. Während sich die Ausstellung mit gutem Grund einer geografischen Begrenzung unter-

wirft, lenkt Reinhard Otto mit seinem Buch die Aufmerksamkeit zurück in die räumliche Nähe des Lesers. Autor, Verlag und dem Institut für Zeitgeschichte in München gebührt Dank dafür, daß mit diesem Buch nicht nur eine empfindliche Lücke in der Zeitgeschichtsforschung geschlossen wird, sondern daß mit ihm vielmehr noch der

Zugang zu einem Untersuchungsgebiet gewiesen wird, das nach weiterer Forschung ruft.

Während die von Hitler erlassenen und von der Wehrmachtsführung akzeptierten und weitestgehend ausgeführten „verbrecherischen Befehle“ hinlängliche Darstellung erfuhren, wurden weiterführende Maßnahmen ähnlicher Qualität „so gut wie überhaupt nicht beachtet“ (S. 10). Dies gilt besonders für die „Einsatzbefehle“ Nr. 8 und mehr noch Nr. 9.

Bereits am 28. Juni 1941 verständigten sich das Oberkommando der Wehrmacht und das Reichssicherheitshauptamt der SS dahingehend, besonderen Kommandos des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD Eingang in die Kriegsgefangenen-Stammlager (Stalag) mit Angehörigen der Roten Armee zu sichern, „um alle diejenigen Kriegsgefangenen auszusondern, die in ihren Augen aus weltanschaulichen Gründen 'untragbar' waren“ (S. 51). Das heißt, die Wehrmachtsführung veranlaßte Lagerführer und Lageroffiziere der sog. „Russenslager“, speziellen Kommandos der Gestapo Zutritt zu den Lagern zu gestatten und ihnen freie Hand zu lassen bei der „Aussonderung“ mißliebiger Kriegsgefangener. Dazu gehörten politische Offiziere (Kommissare), überhaupt der kommunistischen Weltanschauung verdächtige „Elemente“, „Intelligenzler“ d.h. Gebildete in weitestem Sinne, Juden (anfänglich alle Beschnittenen, also auch Moslems), Kriminelle und unheilbar Kranke.

Jeder dieser Ausgesonderten wurde in einem formellen Akt aus der Wehrmacht entlassen und der Gestapo ausgeliefert, ausdrücklich zur Liquidierung. Die besondere verbrecherische Qualität

dieses Verfahrens ist darin zu sehen, daß die Wehrmacht die ihr vom Kriegsvölkerrecht (Genfer Konvention) auferlegte Pflicht des Schutzes und der Fürsorge für die Kriegsgefangenen preisgab und sie mit klarem Wissen und ausdrücklichen Willen der Ermordung überantwortete.

R. Otto rekonstruiert dieses Vernichtungssystem an ausgewählten Stammlagern (Hammelburg, Grafenwöhr und andere Stalags in der Oberpfalz, Lamsdorf/Oberschlesien, diverse Lager in der Lüneburger Heide; zum Stalag XA Schleswig wurden keine Unterlagen gefunden). Als Tötungsstätten erscheinen die Konzentrationslager Auschwitz, Groß Rosen, Dachau, Sachsenhausen, Buchenwald und Neuengamme. Unter den besonders genannten Gestapobeamten tritt Ernst Biberstein hervor. Bis 1934 nationalsozialistisch gesinnter Pastor in Kaltenkirchen (Schleswig-Holstein), bis 1935 Propst in Bad Segeberg, war er als Gestapochef in Oppeln (Schlesien) für die „Aussonderungen“ im Stalag 318 Lamsdorf und die anschließenden Ermordungen in Auschwitz und Groß Rosen verantwortlich.

Der immer dringender werdende Arbeitskräftebedarf in der Kriegswirtschaft veranlaßte die Reichsführung nach anfänglichem Widerstreben, sowjetische Kriegsgefangene schon bald nach ihrem Eintreffen im deutschen Reichsgebiet in großer Zahl den privaten und staatlichen Betrieben zur Verfügung zu stellen. Das erschwerte eine zentrale „Aussonderung“ der „untragbaren Elemente“ in den großen Russenlagern. Nun wurde die Überprüfung dieser Menschen durch „fliegende Einsatzkommandos“ der Gestapo in den Arbeitslagern und -kommandos vorge-

nommen; dies geschah unter Beihilfe der Lager- und Kommandoführer sowie der Arbeitgeber.

Eine große Fülle von Quellen ermöglicht dem Autor eine genaue und eindrucksvolle Rekonstruktion dieser in ihren Einzelheiten entsetzlichen Vorgänge:

- a) Korrespondenz der Stalags, der Einsatzkommandos und der KZ-Leitungen;
- b) Stärkemeldungen der KZ;
- c) Befehle bezüglich der Aussonderungen bis in die Geschäftsbereiche der Landräte;
- d) Aussagen von Zeitzeugen, Prozeßaussagen;
- e) Unterlagen der Zentralen Stelle in Ludwigsburg.

Von unschätzbarem Wert erweist sich die Kartei der Wehrmachtsauskunftsstelle (WAST), die nach der Besetzung Berlins durch die Rote Armee in Sicherheit gebracht und dem „Zentralen Archiv des Verteidigungsministeriums der russischen Föderation“ in Podolsk bei Moskau eingegliedert wurde.

Aus dieser Quelle konnte R. Otto schöpfen. Sie steht auch künftig der Forschung offen. Der gar nicht zu überschätzende Fundus dieser Kartei ist Resultat der akribisch arbeitenden deutschen Bürokratie auch beim Werk der Menschenvernichtung. Mit Erstaunen erfährt man nun: Jeder in deutsche Hände gefallene Kriegsgefangene wurde in der Wehrmachtsauskunftsstelle datenmäßig erfaßt – bis zu seiner Entlassung bzw. bis zu seinem Tod.

Entsprechend wurde auch mit den „Ausgesonderten“ verfahren. Ihrer normalen Personalkarte wurde die verhängnisvolle „grüne Karte“ mit der Eintragung der Zeit und des Ortes der „Aussonderung“ und der Liquidierung beigefügt. Anhand dieser Kartei in Podolsk kann mithin das Schicksal und der Verbleib eines jeden Rotarmisten aufgeklärt werden. Auf diesem Wege können nun auch die Unklarheiten über jene „Sterbelager“, wie z.B. das dem Stalag XA unterstehende Lager in Kaltenkirchen/Heidkaten, später verlegt nach Gudendorf/Dithmarschen, ausgeräumt werden. Es könnte Klarheit geschaffen werden über die Zahl der dort Umgekommenen. Und viele dieser Toten könnten wenigstens ihren Namen zurückerhalten. Denn „jeder sowjetische Gefangene blieb formal ein Individuum, über das genau Buch geführt wurde.“

Der Weg der kleinen, unscheinbaren Karteikarten der WAST widerspiegelt den Umgang der Beteiligten auf Seiten der Wehrmacht mit den ihnen wehrlos Ausgelieferten und kraft des internationalen Rechts Anvertrauten: Wehrmacht (WAST) – Gestapo, SS, KZ – WAST.

**Gerhard Hoch**

Reinhard Otto: Wehrmacht, Gestapo und sowjetische Kriegsgefangene im deutschen Reichsgebiet 1941/42. München: R. Oldenbourg Verlag 1998. 287 S. (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Band 77).

## „Vergessene Kinder“

Die Ausstellung *Vergessene Kinder* beschäftigt sich mit dem Schicksal von 15 jüdischen Kindern und Jugendlichen aus Schleswig-Holstein, ihrer Ausgrenzung und Verfolgung, ihrer Vernichtung und ihrem Überleben.

Zeitgleich zur Ausstellung entstand ein Begleitband, an dem Prof. Dr. Gerhard Paul, Dr. Bettina Goldberg sowie Studierende an der Bildungswissenschaftlichen Universität Flensburg und der Muthesius-Hochschule Kiel mitarbeiteten.

Der Herausgeber Gerhard Paul nennt in der Einführung vier zentrale didaktische Überlegungen bei der Konzeption:

- Die Darstellung der Verfolgung und Vernichtung der Juden während der Zeit des Nationalsozialismus soll lokal- und regionalgeschichtlich auf Schleswig-Holstein Bezug nehmen
- Die Perspektive auf die damaligen Ereignisse soll die der jüdischen Kinder und Jugendlichen sein (dieses Anliegen erfüllt der Titel *Vergessene Kinder* allerdings nicht)
- Die jüdischen Menschen sollen als „Subjekte im Prozeß der Verfolgung“ (S. 16) vorgestellt werden.
- Als wichtiges Auswanderungsziel der verfolgten Juden ist das Land Palästina bzw. Israel Gegenstand einiger Texte.

Neben der didaktischen Einführung finden sich eingangs auch Erläuterungen zur Konzeption der Ausstellung. Die verbleibenden rund 160 Seiten sind wie folgt gegliedert: Einen Teil bilden die Texte und Bilder der acht Ausstellungstafeln mit den dazu gehörenden Arbeitsfragen. Der andere Teil bietet in Form von 15 Aufsätzen Hintergrund-

informationen an, woran sich jeweils Quellentexte und Fragen anschließen. Den Abschluß des Bandes bilden Hinweise auf weiterführende Literatur.

Die grafische Gestaltung der Ausstellungstafeln ist gelungen und der biografische, regionalgeschichtliche Ansatz in besonderer Weise geeignet, Jugendliche anzusprechen.

Der Begleitband bietet Lehrerinnen und Lehrern eine Fülle von Informationen und Anregungen zur Aufbereitung des Themas im Unterricht. Darüberhinaus erscheint er als fast zwingend notwendige Ergänzung zur Ausstellung, da auf den Tafeln Begriffe wie z.B. „Hachscharah“ oder „Jugend-Alijah“, die den wenigsten geläufig sein dürften, offensichtlich nicht erklärt werden.

Beim Lesen des Begleitbandes fällt ein Mangel des Layouts auf: In allen Texten sind bestimmte Begriffe und Wörter auf die gleiche Art und Weise (rot, Großbuchstaben, anderer Schrifttyp) hervorgehoben. Der Sinn dieser Hervorhebungen wird nirgendwo erläutert. In der didaktischen Einführung soll der Text dadurch offenbar gegliedert werden. In den Ausstellungstexten ist zunächst gar kein Grund für die besondere Kennzeichnung erkennbar. Erst in den Aufsätzen wird die Absicht klar: Die Begriffe aus den Ausstellungstexten stehen rechts neben der jeweiligen Aufsatzüberschrift. Sie finden sich im Aufsatztext wieder und werden dort näher erläutert.

Neben diesen Begriffen sind allerdings auch noch weitere Wörter hervorgehoben, wie z.B. „Nationalsozialisten“ (S. 59) oder „Umzug“ (S. 63) an

anderer Stelle ganze Wortgruppen wie z.B. „Zufluchtsländer selbst Orte der Verfolgung“ (S. 171). Statt Orientierung entsteht so leider eher Verwirrung. Es ist schade, daß dieses Problem nicht bemerkt wurde.

Insgesamt gesehen erweist sich der Begleitband als sinnvolle, ja notwendige Ergänzung zur Ausstellung. Beiden

ist eine große Verbreitung zu wünschen.

**Sigrun Jochims**

„Vergessene Kinder“. Jüdische Kinder und Jugendliche aus Schleswig-Holstein 1933-1945. Hrg. v. Gerhard Paul und Bettina Goldberg. Schleswig: Selbstverlag des IZRG 1999. 181 S.

## „Rückblenden“ und „Erinnerungsmuster“

Lebensgeschichtliche Interviews mit ZeitzeugInnen haben mittlerweile ihren festen Platz in der zeithistorischen Forschung eingenommen und sind insbesondere aus der NS-Forschung nicht mehr wegzudenken. Auch in Schleswig-Holstein – so in den Projekten zur Verfolgung der jüdischen Bevölkerung und zur Zwangsarbeit in Lübeck – sind auf diese Weise zahlreiche Zeugnisse entstanden, welche auf die Bedeutung dieser Quellengattung hinweisen.<sup>1</sup>

In diesem Kontext werden daher an dieser Stelle zwei Bücher rezensiert. Die im Band *Rückblenden* aufgegriffenen lebensgeschichtlichen Interviews weisen zudem erhebliche Überschneidungen mit schleswig-holsteinischen Bereichen auf, nicht nur in der Behandlung des bis 1937 zur Provinz gehörenden Stadtteils Altona. Von besonderem,

gar herausragendem methodischen Wert hinsichtlich der Führung und Auswertung von lebensgeschichtlichen Interviews ist die nun unter dem Titel *Erinnerungsmuster* erschiene Dissertation von Ulrike Jureit.

Der Rezension der oben genannten Bände müßte im Grunde ein weiterer, jüngst erschienener Band hinzugesellt werden. Beate Meyers Monografie „*Jüdische Mischlinge*“. *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung* (Hamburg, Dölling & Galitz 1999) ist aber aus – für Außenstehende so nicht nachzuvollziehenden Gründen – nicht in der Reihe *Forum Zeitgeschichte* der Hamburger Forschungsstelle erschienen, obwohl Meyer langjährige Mitarbeiterin und Motor der Werkstatt der Erinnerungen (WdE) gewesen ist und ihre Interviews in diesem Kontext geführt wurden.

## „Rückblenden“

Zur Erinnerung: Das Projekt „Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerungen“ (im Folgenden WdE) wurde vom damaligen Leiter der Hamburger Forschungsstelle, dem verstorbenen Detlef Peukert, an der Schnittstelle von Geschichtswerkstätten und institutiona-

lisierter Wissenschaft angesiedelt. Insgesamt sind in der WdE zu 466 Personen Materialien archiviert, darunter insg. über 390 Interviews, hingegen nicht ausschließlich von im NS verfolgten HamburgerInnen, sondern auch aus Entstehungskontexten, die sich dem

Nachkriegsleben zuwendeten. Zeitlich überschneidend, wurde in den Folgejahren auch in der Gedenkstätte Neuengamme damit begonnen, lebensgeschichtliche Interviews zu führen und auszuwerten.

Beide Entstehungszusammenhänge sind durch teils identische InterviewerInnen auf das Engste verwoben, doch durch die Kriterien der Befragungsgruppe (WdE = Verfolgungsort Hamburg, Gedenkstätte Neuengamme = zeitweiliger Häftling im KZ Neuengamme und seinen Außenlagern) und die institutionellen Anbindung hingegen getrennt.

Die WdE ist durch die personelle Entwicklung – so dem Ausscheiden von Beate Meyer – auch in der Leitung der Forschungsstelle (über Ulrich Herbert zu Arnold Sywottek) und durch die zeitweise unabsehbare Weiterförderung des Projektes geprägt, wenn nicht geschwächt worden. Dies zeigt sich auch darin, daß der heutige Leiter der WdE, Uwe Kaminsky, dem Projekt mehr oder weniger nur vorsteht und er die WdE quasi nebenbei betreut; seine eigene Forschungsarbeit ist auf einem völlig anderen Feld angesiedelt. In der Projektbeschreibung ist hiervon nur sehr wenig und sehr verhalten – um nicht zu sagen: schönfärberisch – die Rede (Baumbach, S. 405-412).

Ebenfalls problematisch erscheint die Tatsache, daß sich alle AutorInnen in unterschiedlicher Weise selbst zu ihren Implikationen äußern, kein zusammenhängendes Auswertungskonzept zu den Interviews zu erkennen ist und auch die methodischen Hinweise das oft unverbundene Nebeneinander der Ansätze nicht aufwiegen können (hier insg. Baumbach/Kaminsky/Meyer, S. 405-428).

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Wie wird z.B. Erfahrung gedeutet? Indem „die aus dem erinnernden Abstand gemachten Aussagen der Verfolgten selbst“ in den Mittelpunkt gestellt werden, so Joist Grolle (niemand verrät, warum Grolle die Einleitung zum Band verfaßt!). Kann das reichen? Erst im Anhang zur Methode der Oral History (Kaminsky, S. 413-418) folgt der Schlüsselsatz zum Verständnis von Oral History, hier also lebensgeschichtlichen Interviews, und Erfahrungsgeschichte: „Oral History beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Verarbeitung von [selbst erlebter, TP] Geschichte, der Veränderbarkeit der Selbstdeutungen der Menschen. Das Berichtete liegt zum Zeitpunkt eines Interviews bereits länger zurück und ist durch verschiedene Filter geformt worden“ (S. 413). Filter, die stets aus der Rückkoppelung des Individuums mit seiner aktuell ihn betreffenden Umgebung resultieren. Darüber hinaus kann nicht verborgen bleiben, daß Kaminsky selbst den methodischen Wert lebensgeschichtlicher Interviews recht niedrig ansiedelt.

*Rückblenden* berichtet von/über lebensgeschichtliche Interviews, und von Seite 13 bis 404 werden Biografien vorgestellt und analysiert – allerdings in methodisch erheblich abweichender Art und Weise. Dieser Darstellungsteil ist ohne Frage lesenswert und berichtet den historisch Interessierten über viele Lebenswege im Zusammenhang mit der NS-Verfolgung. Die Beiträge lesen sich flott herunter, sind durchweg spannend (ausgewählt), und es wird äußerst facettenreich dargestellt, wie die Haltungen und Mentalitäten der Verfolgten sich entwickelt haben. Ganz pauschal wird also in der Verhaltensentwicklung, der

Veränderung von Haltung und Verhalten, die Erfahrung der Verfolgung erblickt.

Auf diesem reflektorischen Niveau kann dem Buch eine uneingeschränkte Leseempfehlung ausgesprochen werden. Leider erst im Anhang stellt Sybille Baumbach das Projekt vor (die Ausführungen zu Beginn dieser Rezension fußen auch auf diesem Teil), greift Uwe Kaminsky die Methode der Oral History auf, und Beate Meyer stellt konkrete Interviewsituationen dar (unbedingt leenswert!).

Zu den einzelnen Beiträgen:

Sybille Baumbach, dauerhafteste wissenschaftliche Mitarbeiterin der WdE, liefert mit *Die Verfolgung Hamburger Juden aus lebensgeschichtlicher Perspektive* (S. 13-129) eine Vorausschau auf ihre in der Entstehung befindliche Dissertation, ein Aspekt, der dem Aufsatz – leider – stets anzumerken ist. Sehr vorsichtig in der Interpretation, meist bei einer Paraphrasierung stehen bleibend, mit unnötigen Doppelungen von gleichen Aussagen in Grafik und Tabelle.

Baumbach geht wie die anderen AutorInnen davon aus, daß Geschichte/Lebensgeschichte in lebensgeschichtlichen Interviews stets konstruiert wird. Ihre daraus resultierende Frage lautet: „Gibt es einen Zusammenhang zwischen den individuellen Sozialisationsbedingungen vor der Verfolgung und dem Erleben der Verfolgung sowie der Verarbeitung der Verfolgung?“ (S. 24). Sie kann diese These mit ihren Personenfällen verifizieren. Ihr daraus abgeleitetes Resümee auf wenigen Seiten ist dann aber doch noch sehr unspezifisch und zumindest an einem Punkt auch un schlüssig.

Methodisch möchte sie – in diesem Aufsatz so noch nicht überzeugend – die Frage nach der damals existenten Identität in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken und davon ausgehend die Erfahrungsverarbeitung aufzeigen. Die von ihr ausgewählten Beispielpersonen drücken zunächst aber nur die Bandbreite der Selbstverortung der später Verfolgten aus, die aufgezeigten Mechanismen der Verarbeitung erscheinen zunächst etwas eindimensional, insbesondere dann, wenn man zunächst den thematischen Beitrag von Beate Meyer gelesen hat.

*Grenzgänger zwischen „Normalität“ und Verfolgung – Die Situation „jüdischer Mischlinge“ in der NS-Zeit* von Beate Meyer (S. 130-205) ist eine Kurzfassung ihrer jüngst vorgelegten Monografie „*Jüdische Mischlinge*“ (s.o.). Hieraus stellt sie einen Bereich vor: „im folgenden [soll] am Beispiel ausgewählter Passagen aus Zeitzeugenerzählungen die Situation der 'Mischlinge' im Spannungsfeld der eigenen und der elterlichen Verfolgung dargestellt und analysiert werden. Dabei geraten nicht nur staatliche Maßnahmen und ihre konkreten Umsetzungen ins Blickfeld, sondern auch die Reaktionen der umgebenden Gesellschaft“ (S. 136f.). Gerade letzteres macht Meyers Beitrag so aufschlußreich, es zeigt Verhaltensspielräume (aber auch die Sanktionen) in der Gesellschaft des Nationalsozialismus auf.

Ein Beispiel mag verdeutlichen, was hier gemeint ist, wenn Meyer in ihrer analytischen Durchdringung weitergeht als z.B. Baumbach in ihrem Beitrag. Der Zeitzeuge Wolfgang Behrend (pseudonymisiert, sogenannter „Halbjude“) berichtete, daß die Mitschüler in

seiner Klasse über ihn gekichert hätten, als sich ein Lehrer ellenlang über die „Minderwertigkeit“ von „Mischlingen“ ausgelassen hatte. Meyer sieht hier nicht automatisch einen Antisemitismus bei den Mitschülern, sondern die näherliegende kindliche Schadenfreude (denn die Schüler haben dann noch über Jahre weiterhin zusammen gespielt). Sie zeigt an diesem Beispiel auf, daß die Ausgrenzungserfahrung des Kindes Wolfgang Behrend nicht durch solche kindlichen Neckereien geprägt war, sondern dadurch, daß ihn die wohlmeinenden und behütenden Eltern von jeder Information über ihre Lage und Bedrohung als Verfolgte ausschlossen.

Anhand des Lebensschicksals von „Halbjuden“ kann Meyer zum einen Handlungsspielräume im NS-Deutschland nachzeichnen, die „Selbstbehauptung“ innerhalb Opfergruppe feststellen (die sich von einem alleinigen Opfer-Dasein ablöst) und psychoanalytische Interpretationsverfahren um- und einsetzen, die Verhalten und Selbstdeutungen der Betroffenen erstaunlich weitgehend erfassen. Ihr Beitrag ist der mit Abstand lesenswerteste des Buches, sieht man einmal von ihrem Anhangartikel über die Interviewsituationen des Projektes ab (*Interviewerfahrungen mit ehemals Verfolgten*, S. 419-428). Hier berichtet sie über die wahrhaft skurrilen, absurden, denkwürdigsten, liebenswürdigsten und paradoxesten Begebenheiten, welche die InterviewerInnen erlebt haben.

Uwe Kaminskys Beitrag über die „Vergessenen Opfer“ – *Zwangssterilisierte, „Asoziale“, Deserteure, Fremdarbeiter* (S. 318-357) faßt unterschiedlichste Verfolgtengruppen zusammen und hat kaum einen anderen Nenner aufzuweisen, als daß die Personen nicht

thematisch anders subsumiert werden konnten. Sie sind zudem im besonderen Maße ebenfalls Opfer der Entschädigungspraxis in der Bundesrepublik geworden. Zwischen den in der Bundesrepublik verbliebenen vormaligen FremdarbeiterInnen und den sich heute offensiv darstellenden „Deserteuren“ mag sonst kaum ein Zusammenhang aufzuzeigen sein.

In zweierlei Hinsicht ist aber der Beitrag erhellend. Zum einen arbeitet er heraus, wie sehr die „Ausgrenzungslogik“ der biologistischen Weltanschauung losgelöst ist von einer politischen Logik, zum anderen, wie wenig die Logik dieser Ausgrenzung ein Band zwischen den Opfergruppen sein kann. Erwähnenswert auch, daß diese Opfergruppen sich am wenigsten zum Interview anboten.

Möglicherweise am schwersten zu bestimmen, zu greifen und zu abstrahieren ist der von Alfons Kenkmann verfaßte Beitrag *Zwischen Tolerierung und Verfolgung – Informelle Zirkel im Hamburger Bürgertum während der NS-Zeit* (S. 358-404). Die „bürgerlichen“ informellen Gruppen unterscheiden sich von anderen Verfolgten durch das Sicherungsseil der eigenen sozialen Herkunft, des bürgerlichen Selbstbewußtseins und bestehender Kontakte zu den Vertretern der staatlichen Macht. Kenkmann behandelt hier eine kulturell sich auseinandersetzen, teilweise kritische Distanz zum Zeitgeschehen bewahrende Gruppe des „Musenkabinetts“. Diese hat sich selbst keineswegs als Oppositions- oder Widerstandsgruppe verstanden, wenngleich Querverbindungen zum Gestapo-Konstrukt der „Weißen Rose“ in Hamburg bestanden. Das „Musenkabinett“ zeichnete sich

interessanterweise dadurch aus, daß seine TeilnehmerInnen aus dem (Groß-) Bürgertum überwiegend zugezogene HamburgerInnen waren, die sich – so die Zeitzeugenformulierung – dem kulturellen Totalitätsanspruch des Regimes entzogen.

Der Gruppe ging es um eine politik-unabhängigere Rezeption humanistischer Bildung jenseits von Volkstümlichkeit und Volksgemeinschaft. Als zahlreiche der jüngeren Männer eingezogen wurden, kam es gar zur Abfassung und Versendung eines Nachrichtenbriefes. Verfolgungsmerkmale sind hier gering, resultieren zudem aus anderen Verfolgungskriterien als der Gruppenzugehörigkeit, und man darf sich fragen, warum dieser Interviewtenkreis mit einem eigenen Artikel bedacht werden sollte. Ist hier eine Reminiszenz an das Hamburger Bürgertum zu sehen? Am Beitrag fällt leider auch eine unnötige, belehrend anmutende Einflechtung zahlloser ereignisgeschichtlicher Begebenheiten auf.

Etwas ausführlicher soll der Blick auf *Verfolgung im Arbeitermilieu Hamburgs aus erfahrungsgeschichtlicher Sicht – Sozialdemokraten und Kommunisten zwischen Widerstand und Anpassung* (S. 206-317) von Uwe Kaminsky gerichtet werden, weil hier der Bezug zum Dissertationsprojekt des Rezensenten am größten ist und Zeitzeugen wie Quellen auch in der eigenen Arbeit Berücksichtigung finden. Zwar verweist der Autor darauf, daß die Interpretationen sich an Niethammers methodischen Überlegungen zur Oral History orientieren. „Die ausführlichen Zitate aus den lebensgeschichtlichen Interviews besitzen einen Eigensinn, der sich eindeutigen Sinnzuschreibungen

entzieht und nicht in den verallgemeinernden, vertiefenden Deutungsvorschlägen aufgeht.“ Es ginge um die „symptomatische Lektüre‘ der Lebensgeschichten mit Blick auf den gesellschaftlichen Erfahrungshorizont, um die Annäherung an Lebenswelt und Erfahrung“ (S. 208). Diese methodischen Eingrenzungen durchdringen den Text aber weitaus weniger als der wiederholt hergestellte Bezug zu milieu-orientierten Konzepten nach R. Lepsius.<sup>2</sup> Leitender ist hier schon u.a. die Fragestellung, wie das soziale Umfeld auf die Verfolgung reagierte und wie die Verfolgten selbst. Erklärungen hierzu kann Kaminsky überzeugend herausarbeiten.

So S. 214: „Die erfahrungsgeschichtliche Sicht betont dagegen die weniger harte Grenze zwischen milieugebundenen Ausdrucksformen der Opposition und bewußtem politischen Widerstand sowie die Zufälligkeit der Betroffenheit durch den Zugriff der Verfolgungsorgane. Sie ermöglicht darüber hinaus auch eine größere Annäherung an die mit den Begriffen wirtschaftliche und soziale Besserung, Orientierung am Leistungsprinzip und Einbindung in die rassistisch bestimmte ‚Volksgemeinschaft‘ beschreibbare ‚Dissoziierung des Bewußtsein‘ (T. Mason), die verfolgte Arbeiter nicht aussparte.“ Damit bewegt er sich auf den Kern des Mitmachens der einstigen Opposition im NS-Deutschland und insbesondere an Krieg und Vernichtung zu.

Die Umschreibung der sozialen Parameter der Untersuchungsgruppe streicht heraus, daß eine Mehrheit der Personen in der Kindheit und Jugend nie etwas anderes kennengelernt hat als Krise und gewalthafte „Lösungen“ politischer Konflikte, eine „Konsolidierung der eigenen

Existenz" (S. 212) eine Illusion blieb bzw. sich ab 1929 wieder zerstörte. Dem stehe häufig aber eine überparteiliche, sozial verstandene politische Orientierung in Gruppen und Zusammenhängen, insb. bei Jugendlichen und Heranwachsenden gegenüber. Dies kann der Rezensent für das Sample der eigenen Untersuchung nachdrücklich unterstützen: Politische Organisationen beinhalteten weit mehr als eine politische Stellungnahme, sondern auch eine Organisation des Alltags, von Jobs, Ferien, Freundschaften, Beziehungen, die weit über die Orientierungsangebote von Familie und Schule hinausgingen.

Kaminsky spricht auch von einer „mehrgenerationellen Großfamilie" (S. 213), die diese Gruppe darüber hinaus einband. Diese „Verdichtung von Milieukontexten im sozialen Nahbereich" (S. 246), insb. noch am Beispiel einer ISK-Verfolgungsgeschichte nachgezeichnet, liefert auch Bedingungen, die anhaltenden Widerstand gegen den NS ermöglichten und eine vergleichsweise hohe Resistenz gegenüber der Vereinnahmung durch die „Volksgemeinschaft". Die hier für den ISK beschriebene Politisierung des Privaten mag auch für SAJ und einzelne KJVD-Gruppen bestanden haben (dies kann bei der Untersuchung des Rezensenten klar festgestellt werden), und andere können dies für die sehr erfolgreiche Arbeit der ITF auf Seeschiffen nachzeichnen.<sup>3</sup>

Aber Kaminsky umgibt hier den ISK wieder mit dem Mythos des Sektierers, den er aus der uralten Sekundärliteratur zu übernehmen scheint – schaut man genauer hin, wird man feststellen können, daß sich heute jede

als subkulturell begreifende politische Gruppe ähnlich verfaßt und auf ihre Mitglieder einen Anpassungsdruck ausübt (dazu muß man diese Zusammenhänge wohl selbst kennengelernt haben: Antifas, Veganer, Antiimps etc. – alles in unmittelbarer räumlicher Umgebung der Hamburger Forschungsstelle, Schulterblatt 36, vorzufinden).

Hinsichtlich der Behandlung von Emigrationsschicksalen greift Kaminsky den auch in Beiträgen des Rezensenten erwähnten Karl Kloster, ein „Altonaer" Original, heraus, welcher bereits 1994 von Alfons Kenkmann interviewt worden ist. Möglicherweise ist durch diese Trennung von Interviewendem und Auswertendem auch zu erklären, warum sich im Text selbst kein Hinweis darauf finden läßt, daß es sich bei der hier als Klaas Kreutzer getarnten Person um Kloster handelt. Wo können die LeserInnen den Hinweis finden, daß hier ein Pseudonym verwendet wurde? In den Einleitungs- und Anhangartikeln wird auf eine teilweise Pseudonymisierung der Interviewten hingewiesen. Dies darf aber kein Grund sein, in den selbständigen Aufsätzen auf die Kennzeichnung der Namen als verfremdet oder real zu verzichten. Darüber hinaus läßt sich aber auch für Kaminsky vorzüglich die soziale Dimension des politischen Exils (insb. in Skandinavien, Spanischer Bürgerkrieg, zwangsweise Rückkehr nach Deutschland 1941 etc.) mit diesem Interviewpartner nachzeichnen.

Die Verwendung des „sozialmoralischen Milieus" als wesentliche Interpretationshilfe führt dann leider auch dazu, daß Kaminsky Interviewpassagen vor allem zur Illustration von Lebenslagen verwendet. Zum Mit-Interpretieren wird

man hier nicht gerade eingeladen, eher bekommt man fertige Kost vorgesetzt, die – im Falle einer Biografie aus dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) – so als bloße Draufsicht und nicht als Analyse erscheint.

Kaminsky resümiert seinen Beitrag unter dem „Milieu“-Begriff, so durch die Fragestellung, welche Ereignisse und Geschehnisse sich in welcher Weise auf das Ausgangsmilieu auswirken. Wer wollte heute leugnen, daß die Verfolgung(-serfahrung) stärkste soziale Parameter hatte und nicht allein einem Primat des Politischen unterworfen war? Mir scheint Kaminskys Milieu-Adaption zur Interpretation von erfahrungsgeschichtlichen Interviews nicht mehr zu transportieren als den Gedanken einer sozial-kontextuellen Interpretation politischen Handelns – Milieu bleibt hier unspezifisch. Beate Meyers psychoanalytisch vorgenommene Deutung scheint sich hier weitaus tiefgreifender der „black box“ Erfahrung zu nähern und sie zu entschlüsseln.

Die Milieu-Adaption bleibt bei Kaminsky häufig bei einer Draufsicht auf die Dinge stehen und interpretiert die Individuen doch schnell wieder als Spielbälle von Prozessen. So deutet der Verfasser bspw. die Loslösung Klaas Kreutzers/Karl Klosters von den Strukturen der KPD als bloße Orientierung an informellen sozialen Netzen und nicht als aktive eigenständige Suche nach politischen Wegen, so z.B. daß er einem Engagement in der parteipolitischen Sphäre abschwört und – typisch! – nach 1945 die Arbeitswelt als politische Sphäre in den Mittelpunkt stellt. Bei Kaminsky sieht es so aus, als würde Kreutzer/Kloster immer nur dahin taumeln, wo gerade die sozialen Bindun-

gen winken (S. 257-265).

Dem Rezensenten fällt nicht nur auf, daß sich Karl Kloster ihm gegenüber gleichlautend – gar nahezu wortgleich! – über seine Emigrationserlebnisse und Eindrücke geäußert hat. Hier zeigt sich eine Verfestigung der Erinnerung, die besondere Qualität dadurch bekommt, daß Kloster bei seiner Vernehmung durch die Gestapo 1941 fast identische Angaben macht und eine bemerkenswerte standfeste Haltung einnimmt.<sup>4</sup> Alles doch Indizien, die darauf hindeuten, daß Kloster hier eine bewußte Haltung eingenommen hat und nicht nur hin und her schwankt, wie es Kaminsky suggeriert.

Wenn die Hintanstellung des methodischen und kontextuellen Teils zur WdE ein Zugeständnis an ein breiteres Publikum wäre, muß doch angemerkt werden, daß man als interessierter Wissenschaftler vor der Lektüre der Auswertungsteile nicht ausreichend mit Hintergrundinformationen versorgt wird.

Und bitte: Warum zielt das Titelblatt einer Veröffentlichung, welche sich der Perspektive der individuellen Erfahrung der Opfer zuwendet, wieder ein Foto der Machtzentrale der Verfolger (Gestapo-Zentrale, hier ohne Bildnachweis im Innenteil!)? Und: Die enge Verflechtung von Schleswig-Holstein und Hamburg wird wohl offensichtlich nur von der Provinz wahrgenommen. Über die Stadtgrenzen hinausgehende Verweise auf Projekte, Ergebnisse und Veröffentlichungen kommen so gut wie nicht vor (!) – teils höchst ärgerlich, weil wiederum unendlich alte Kamellen aus Schleswig-Holstein erneut aufgegriffen werden (so Detlef Siegfried, *Bruderkampf*, oder die eher problematischen Stellen von Gerhard Paul, *Staat-*

licher Terror, zur KPD und V-Leute-Problematik im KPD-Bezirk „Wasserkante“). Beiträge des Projekts von Paul/Goldberg/Koch, so z.B. *Menora und Hakenkreuz*, tauchen schlicht nirgends im Text und nicht einmal im Literaturverzeichnis auf, obwohl sie im Kontext der Analyse kaum übergangen werden dürften.

Also ein „pflichtmäßiger Rapport“? Der Rezensent bekam bei der Lektüre des Buches den Eindruck, daß mit diesem Sammelband ein Schlußstrich unter ein nicht allzu geliebtes Projekt gezogen werden oder aber hier der Öffentlichkeit die Legitimierung des Projektes bewiesen werden sollte. Der historisch interessierten Öffentlichkeit werden Aspekte der WdE als Ergebnisse vorgestellt, zweifelsohne sehr interessant und spannend zu lesen. Was fehlt, ist aber fast jeder zusammenfassende Vergleich (auch wenn dieses Vorgehen vom Rezensenten selbst nicht als Königsweg angesehen wird) und der gemeinsame (methodische) Bezug des Projektes und einer möglichen Auswertung. Schaut man auf die im Umfeld angesiedelten

Auswertungsprojekte (Beate Meyers „*Jüdische Mischlinge*“; Ulrike Jureits *Erinnerungsmuster*; Sybille Baumbachs in Arbeit befindliche Dissertation), so mag man den Eindruck bekommen, die WdE ist ein Steinbruch an Arbeitsmaterial, und die Qualität der Auswertung hängt nicht von der Systematik des Gesamtprojektes ab, sondern von individuellen Auswertungsbemühungen.

Leider versäumen es die AutorInnen, ihre thematischen Einzelbeiträge einer gemeinsamen Perspektive in der Auswertung zu unterstellen – neben anderen, auf die Verfolgtengruppen speziell abzielenden Ansätzen. Das Gesamtprojekt scheint an dieser Stelle zu zerfasern und zu einem Steinbruch individueller Forschungstätigkeit zu werden (vgl. Baumbach, S. 405ff.).

Es bleibt für das Gesamtprojekt unbefriedigend, daß dieser großartige Schatz an lebensgeschichtlichen Interviews in keinem umfassenderen Interpretationsrahmen analysiert wird (vgl. dazu die anschließenden Beobachtungen zu Ulrike Jureit, *Erinnerungsmuster*).

## Erinnerungsmuster

Ulrike Jureits nun veröffentlichte Dissertation von 1997 weist nur wenige Bezüge zu Schleswig-Holstein auf: Ein Lebenslauf berührt den Garnisonsstandort Kiel und das Lager in Husum-Schwesing sowie das Ende eines „Evakuierungstransportes“ in Flensburg (S. 194ff., insb. S. 216ff.), andere Lebensläufe berühren Zwangsarbeit im Hamburger Umland bzw. für die Lübecker Drägerwerke.

An dieser Stelle soll der Blick auf die herausragenden methodischen Aspekte

der Arbeit gerichtet werden. Ihre Darstellung besteht aus zwei Blöcken, einem methodischen ersten Teil (*Zur Methodik wissenschaftlicher Analyse von lebensgeschichtlicher Erinnerung*, S. 19-110) und einem anwendungsorientierten zweiten Teil (*Lebensgeschichtliche Erinnerungsinterviews mit Überlebenden ...*, S. 113-372).

An den Beginn ihrer Reflexionen stellt Ulrike Jureit die Überlegung: „Nicht die Erinnerungen stammen aus der Vergangenheit, sondern Vergangen-

heit resultiert aus Erinnerungen." (Siegfried Schmidt). Wendet man diese einfache Einsicht auf die um sich greifende Oral-History-Forschung an, bleibt „[ü]berraschenderweise [...] festzustellen, daß es inzwischen zwar eine fast unübersehbare Flut von Projekten gibt, die mit mündlich erfragten Geschichtsquellen arbeiten, daß aber eine entsprechende theoretisch-methodologische Diskussion innerhalb der Geschichtswissenschaft eher allgemein geblieben ist." (S. 10) Vor allem in der Auswertungspraxis scheitern deshalb erstaunlich viele Projekte bzw. geraten in ernsthafte Krisen, und häufig bleibt die historische Analyse bei der Dokumentation geronnener Lebensgeschichte stehen (vgl. die Kritik an *Rückblenden*, s.o.).

Jureit weist im Zusammenhang mit der Entstehung der Oral History auf zwei Entstehungsbedingungen hin, die hier kurz aufgerufen werden sollten: Man wollte die Geschichte der kleinen Leute einfangen (dies erwies sich als besonders schwieriges Terrain), und man wollte durch die Abfrage mündlicher Erinnerungen Informationen sammeln zu Aspekten und Themen, zu denen es keine schriftlichen Quellen gibt oder gab. Im Kontext des Interviewprojektes der Gedenkstätte Neuen-gamme ging es zentral auch hierum. So wurden zwischen 1991 und 1994 im Auftrag der Gedenkstätte 120 Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager interviewt.

Eine Auswertung solcher Interviews unter der Prämisse des Erkenntniszu-gewinns – Jureit greift hier treffend die Formulierung der „synoptischen Auswertung“ auf (ein Beispiel einer solchen Auswertung wäre der Aufsatz „Verlorene Jugend ...“ von Katja Freter-Bach-

nak in dieser Zeitschrift<sup>6</sup>) – bedarf einer anderen Methodik als z.B. der Versuch, die Selbstdeutungen der Subjekte herauszuarbeiten. Jureit deckt die genannten Bereiche ab. Sie prüft, welche „methodischen Herangehensweisen [...] für die Interpretation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews als besonders relevant gelten“ können und wie „effizient [...] sich ihre konkrete Anwendung“ gestaltet. „Mit welchen Schwierigkeiten ist der Interpretierende konfrontiert, wenn er mit disziplinübergreifender Methodik arbeitet?“ (S. 132). Sie wendet in der Deutung der lebensgeschichtlichen Interviews verschiedene Methoden an, so z.B. das Konzept des „narrativen Interviews“ mittels einer Sequenzanalyse (Methodenteil, S. 60ff., in der Anwendung S. 300ff.).

Als methodische Ansätze reflektiert sie alltagsgeschichtliche Annäherungen, psychoanalytische Sichtweisen, soziologische Konzepte, kulturwissenschaftliche Aspekte und literaturwissenschaftlich-linguistische Methoden der Textanalyse. Allein dieser Reflexionsgang wird in Zukunft für kein Projekt, welches sich mit der Auswertung von lebensgeschichtlicher Erinnerung befaßt, unberücksichtigt bleiben dürfen.

Im zweiten Teil der Arbeit werden nun nicht die 50 von 120 Erinnerungsinterviews aufgegriffen, welche sie selbst geführt hat, sondern allein sechs (!). Statt den Versuch zu unternehmen, möglichst alle lebensgeschichtlichen Interviews zu analysieren, zu schematisieren und so Erinnerungsmuster zu filtern, stellt Jureit die Problematik eines solchen Unterfangens – im Band *Rückblenden* nur grob angerissen – ins Zentrum ihrer Untersuchung.

Mit einer systematisch-methodischen

Annäherung an den geschaffenen Quellengegenstand – die Interviews – gelingt es ihr überzeugender, das Thema – Erinnerungsmuster Überlebender – einzufangen, als dies andere Untersuchungskontexte bislang vermochten. In ihrer Interpretationsweise liegt sie dabei sehr in der Nähe von Beate Meyers psychoanalytisch fundierter Auswertung. An nur sechs Interviews zeigt sie exemplarisch einzelne Auswertungsmethoden und ihre Bedingungen auf. Die Überschriften der Kapitel und ihrer jeweiligen Kapitelzusammenfassungen verdeutlichen die Bandbreite dieses Zugangs.<sup>5</sup>

Jureits langjährige Arbeit lebt von der Einheit von Interviewender und Auswertender; dies ist dem Buch oftmals positiv anzumerken. Stellt man ihre – oder Beate Meyers – Auswertung neben die von Uwe Kaminsky oder Alfons Kenkmann, so wird überdeutlich, was dies bedeutet: Sinn- und Erfahrungszusammenhänge, oft nonverbaler Art, können nur so erfahren und weitervermittelt werden. Zwei der sechs Beispiele verdeutlichen dies in extremem Maße (*Zerstörte Lebenswelten* und *Ohne Worte erinnern*). Wo Jureit Fragestellungen an Lebensgeschichten heranträgt, stülpt Kaminsky den Personen Theoreme über.

Konsequent arbeitet Jureit heraus: „Wenn der Konstruktionscharakter der lebensgeschichtlichen Rückblicke als ihr Hauptmerkmal gelten kann, dann ist damit ihr Charakter allerdings noch nicht hinreichend beschrieben. Autobiographische Selbstpräsentationen bestehen überwiegend aus erzählten Erinnerungen, daher weisen sie auch diejenigen Eigenschaften auf, die menschlichen Erinnerungen generell anhaften. Daraus ergibt sich eine ganze Bandbrei-

te relevanter Merkmale, deren Analyse zugleich aufzeigen kann, wie die textimmanente Konstruktion methodisch greifbar gemacht werden kann.“ (S. 390). „Damit ist das in der Forschung kontrovers diskutierte Verhältnis zwischen Ereignis, Erfahrung und Erzählung bereits angesprochen. Wie ausführlich dargelegt wurde, kann von einer quantitativen Homologie von Erfahrung und Erzählung nicht ausgegangen werden. Das hängt mit selektiven Wahrnehmungsprozessen, individuellen Verarbeitungsmustern und narrativen Zugzwängen zusammen.<sup>[7]</sup> Ein Ereignis ist von der Erinnerung daran grundsätzlich verschieden. Strittig ist bis heute eine strukturelle Analogie. Eine Trennung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte ist textimmanent nicht möglich, da dazu externe Korrektive, wie sie nur durch eine weitreichende Quellenkritik gewährleistet werden können, notwendig sind.“ (S. 391) „Da der Erinnerungsprozeß selbst ein Konstruktionsprozeß ist, kann zwischen dem erinnerten Ereignis an sich und der hinzugefügten Deutung textimmanent nicht mehr unterschieden werden.“ (S. 393). „Einerseits geht es also innerhalb der historischen Forschung um die Wirklichkeitsreferenz der autobiographischen Erzählung, andererseits kann es nicht nur die Aufgabe sein, ungenaue oder sogar unzutreffende Aussagen zu kontrollieren. Ziel der ausführlichen Quellenkritik ist es auch, die Entstehung der narrativen Konstruktionsfiguren [in der Einleitung zu *Rückblenden* auch „Schlüsselstellen der Rekonstruktion“ genannt] innerhalb der Gesamtbiographie nachzuzeichnen. In der Konstruktion steckt eine Authentizität, die jenseits historischer Faktenanalyse

liegt, denn sie spiegelt die individuelle Bedeutung der erlebten Verfolgung wider. Um nicht Gefahr zu laufen, die subjektiven Wirklichkeitsentwürfe der interviewten Zeitzeugen allein zu reproduzieren, braucht die wissenschaftliche Auswertung den Bezug zur Gesamtbio-graphie, gerade weil für zahlreiche Erzählabschnitte keine anderen relevanten Quellen existieren." (S. 394) Uff!

Ulrike Jureit zeigt, wie man auch mit einem erschlagenden Quellenbestand (hier der Fülle lebensgeschichtlicher Interviews) umgehen kann: indem man nämlich bewußt auf eine synoptische Analyse verzichtet. Ihre Arbeit ist für die Geschichts- und Kulturwissenschaften ein bleibender Gewinn, ein Maßstab, an dem sich in Zukunft alle werden orientieren müssen, die zu oder mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten wollen. Es gehört zu den bedauerlicheren Umständen des HistorikerInnen-Daseins, daß man sich sicher sein kann, daß Studien wie diese nur einen kleinen RezipientInnenkreis erreichen werden.

Im Sammelband *Rückblenden* hingegen können nur einzelne Aufsätze überzeugen, die Gesamtzusammenstellung

läßt aber einer Reihe von Fragen unbeantwortet bzw. kann nicht kritiklos bestehen.

Eine Frage ist in beiden Bänden nicht angeschnitten worden: Was sagen, denken, meinen oder fühlen die Interviewten über die jeweils ausgebreiteten Interpretation ihrer Interviews? Zu dieser Form der Rückkoppelung innerhalb der Forschung liegt bisher keine Literatur vor – leider.

**Thomas Pusch**

Sybille Baumbach, Uwe Kaminsky, Alfons Kenkmann, Beate Meyer: *Rückblenden. Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg*. Hrg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Redaktion: Frank Bajohr. Hamburg: Ergebnisse Verlag 1999. 473 S. (= Forum Zeitgeschichte, Band 7)

Ulrike Jureit: *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*. Hrg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Redaktion: Frank Bajohr. Hamburg: Ergebnisse Verlag 1999. 427 S. (= Forum Zeitgeschichte, Band 8).

1. Projekte *Zur Sozialgeschichte des Terrors am Beispiel der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins* am IZRG bzw. „*Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer*“ *Zwangsarbeit in Lübeck 1933-1945*, Geschichtswerkstatt Herrenwyk.

2. Der Begriff des sozialmoralischen Milieus bezeichnet soziale Einheiten, „die durch eine Ko- inzidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtenspezifischen Zusammensetzung der intermediären Gruppen“ gekennzeichnet sind, so Kaminsky nach R. Lepsius. Der Rezensent steht dem doch recht skeptisch gegenüber, da ihm hier „zuviel“ sozialmoralisches Milieu ist. N.m.E. transportiert die ganze Milieu-Begrifflichkeit nicht mehr und nicht weniger als den Umstand, daß es auch für die Personen der Arbeiterbewegung nicht immer ein Primat des Politischen gegeben hat und daß Lebens- realität soziales Verhalten mehr prägte als politische Programme. In meiner Generation hatte noch niemand das Gegenteil angenommen. Wenn Kaminsky auf S. 211 den Begriff der „informellen Toleranz“ einführt, welcher nicht mehr besagt, als daß SPD- und KPD-Mitglieder sich an der Basis nicht immer spinnefeind waren, dann fragt man sich, warum er hier einen Beitrag von Sy- wottek zitiert und nicht auf Mallmanns *Kommunisten in der Weimarer Republik* Bezug nimmt.

3. ISK: Internationaler Sozialistischer Kampfbund; ITF: Internationale Transportarbeiter-Föderation; SAJ: Sozialistische Arbeiterjugend; KJVB: Kommunistischer Jugendverband Deutschlands.
4. Bundesarchiv Lichterfelde, NJ 3 [Strafverfahren gegen W. Grünert], Bd. 2, Bl. 43: Aussage von Karl Kloster, HH 15.9.41.
5. Dies sind: „Ritual und Sprache“ – „Lebensgeschichtliche Erinnerung als kontextabhängige Quelle“; „Zerstörte Lebenswelten“ – „Erinnerungsinterview und Übertragungsanalyse“; „Individuum und Gruppe“ – „Probleme thematisch fokussierter Auswertungsverfahren“; „Ohne Worte Erinnern“ – „Der Raum des Sagbaren“; „Konstruktion und Sinn“ – „Die Interpretation geschlossener Erzählungen“; „Verfolgung und Gegenrationalität“ – „Gesamtbiographische Analysen“.
6. *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte (ISHZ)* Nr. 35 (April 1999) S. 3-31.
7. Solche Zugzwänge liegen natürlich auch in der jeweiligen Intention begründet, Bestandteile einer Lebensgeschichte schriftlich abzufassen, etwa bei Entschädigungsanträgen oder aber auch bei Parteiberprüfungen.

## Zwangsarbeit in Lübeck

1995 beschloß die Lübecker Bürgerschaft auf Antrag der Grünen, die Geschichte der sog. „Ostarbeiter“, die während des Zweiten Weltkrieges nach Lübeck verschleppt worden waren, erforschen zu lassen. Der Historiker Christian Rathmer nahm sich dieser Aufgabe an und korrespondierte mit Hilfe von Katja Freter-Bachnak mit rund 400 ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus der ehemaligen Sowjetunion.

Die Ergebnisse seiner Recherchen zum Thema Zwangsarbeit in Lübeck faßte er in einer vielbesuchten und beachteten Ausstellung mit dem Titel *Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer...* zusammen. Sie fand vom Mai 1997 bis Februar 1998 in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk die geeigneten Räumlichkeiten und in deren Leiter Wolfgang Muth einen tatkräftigen Unterstützer und Berater.

Zur Eröffnung der verkleinerten Dauerausstellung ist jetzt auch eine 143 Seiten umfassende Dokumentation erschienen. Das Buch ist in zwölf Kapitel mit jeweils ein bis fünf Unterkapiteln unterteilt. Nach dem Grußwort des Lü-

becker Kultursenators und einer Zeittafel zum „Arbeitseinsatz“ in Lübeck berichtet zunächst Katja Freter-Bachnak über Vorgehensweise und Probleme bei der Befragung der ehemaligen sowjetischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Dies ist eine Kurzfassung des Aufsatzes, der in Heft 35 der *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte* erschienen ist. Darin wird u.a. das Problem angesprochen, daß die Opfer in Osteuropa – im Gegensatz zu denen im Westen – nicht über ihre Zeit in Deutschland sprechen konnten, da sie sonst als „Vaterlandsverräter“ abgestempelt worden wären. Das trifft aber auch im Westen zumindest auf die Niederländer zu.

Im ersten Kapitel stellt Christian Rathmer die Zwangsarbeit in Lübeck in den übergeordneten Rahmen. Er macht dabei deutlich, daß (nicht nur) die Lübecker Bevölkerung die Zwangsarbeit als eine Randerscheinung des Krieges begriff bzw. nach dem Krieg schnell verdrängt und vergessen hat. Auf Grund der miserablen wirtschaftlichen Verhältnisse Anfang der dreißiger Jahre hat man sich in Lübeck schon früh auf Rü-

stungsproduktion ein- und umgestellt. Wie überall im Deutschen Reich mußten die zur Front abkommandierten deutschen Arbeiter durch ausländische Zwangsarbeiter ersetzt werden.

In den vierziger Jahren arbeiteten rund 18.000 Zwangsarbeiter gleichzeitig in Lübeck. Rathmer schätzt, daß insgesamt 30.000 bis 40.000 ausländische Arbeitskräfte in der Hansestadt eingesetzt wurden. Hierbei bildeten die sog. „Ostarbeiter“ zahlenmäßig die Spitze, gefolgt von den Polen. Leider fehlt hier ein Hinweis darauf, daß bei den gut 7.600 Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion die Frauen mit über 4.500 die absolute Mehrheit bildeten.

Dies wird rein optisch schon bei den später folgenden Abbildungen und Zitaten deutlich. In den anschließenden Kapiteln werden die verschiedenen Aspekte der Zwangsarbeit in Lübeck angesprochen: Deportation, Lagerleben, Ernährung und Kleidung, Gesundheit und Schwangerschaften, Arbeit in den Betrieben und bei der Stadt, Entlohnung und Freizeit bis hin zu Widerstand, Verfolgung und Tod. Dem einzelnen Thema ist jeweils eine kurze Zusammenfassung Christian Rathmers vorangestellt, gefolgt von Zitaten ehemaliger Zwangsarbeiter/innen hauptsächlich aus der Ukraine und Weißrußland, aber auch aus Frankreich und Italien.

Sehr gut sind zwei Übersichten etwa in der Mitte des Bandes: Zum einen eine alphabetische Auflistung der Lübecker Rüstungsbetriebe – wenn bekannt: mit Produkt- und Beschäftigungsangaben –, zum anderen eine nach Stadtteilen geordnete Zusammenfassung der Zwangsarbeiterlager in und um die Hansestadt. Hilfreich ist nicht nur, daß sowohl damalige als auch heutige

Adressen beigefügt sind, sondern auch ein Planquadrat angegeben ist, mit Hilfe dessen man die ungefähre Lage des Betriebes oder Lagers auf einem beigefügten Stadtplan wiederfinden kann. Dieser Plan hätte vielleicht etwas größer ausfallen können, reicht aber zur groben Orientierung völlig aus. Man kann sagen, daß hier der letzte Forschungsstand übersichtlich und sinnvoll zusammengefaßt ist.

Am Ende der Dokumentation geht Rathmer noch einmal auf das „Nichtverhältnis“ zwischen deutscher Bevölkerung und Zwangsarbeitern ein, bringt aber über Zitate auch Beispiele von Hilfsbereitschaft. Die Erinnerung an die Leiden in Lübeck bleiben jedoch einseitig bei den Opfern. Eine kritische Einschätzung zur Entschädigungsfrage schließt die lesenswerte Broschüre ab.

Um die Lesbarkeit und Übersichtlichkeit der Dokumentation nicht zu behindern, wurde auf Fußnoten gänzlich verzichtet. Im Anhang findet sich dafür eine Literatur- und Quellenzusammenfassung. Die vielen Fotos und Dokumente machen das Buch nicht nur anschaulich, sondern lassen die Ausstellung noch einmal Revue passieren.

Christian Rathmer ist mit dieser Dokumentation ein wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte der Zwangsarbeit in Schleswig-Holstein gelungen. Sie sei jede/m, die/der sich für das Thema interessiert, wärmstens empfohlen.

**Peter Meyer-Strüvy**

Christian Rathmer: „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer...“. Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. Herausgeber: Kulturforum Burgkloster und Geschichtswerkstatt Herrenwyk. Essen: Klartext Verlag 1999. 143 S.